

14]

## Gylholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg

Alle miteinander, Männer und Frauen, tragen den unverkennbaren Stempel ihrer Stellung als Häusler, ihre Kleidung, ihre Hände, die Haut und der übrige Körper und ihre Augen. Die Arbeit hat sie plump gemacht; die Armut hat sie hier und da gezwängt, wie man den Schafen Zeichen in die Ohren schneidet, um sie wieder zu erkennen, die tägliche Pladerei hat sie gescheuert und geschunden und ihnen im Laufe der Jahre die Fassung gegeben, die sie haben, und Entbehrung und Unterdrückung haben ihre Blicke so anspruchslos schlafzufrieden gemacht.

Doch ihre Zähne sind gesund und zerbeißen die Pflaumensteine, daß die Schalenstücke nach allen Seiten springen.

Per Holt steht noch in dem jugendlichen Alter, wo der Körper allein kraft seiner gesunden Säfte blüht. Er sieht vertwegen-leichtsinzig aus und geht in Hemdsärmeln hin und her, um die Gläser zu füllen. Und nach und nach kommt Leben in die toten Augen der Tischgäste, und die Freude stellt sich ein, herbeigerufen durch die Genüsse des Augenblicks.

Sofort, nach beendeter Mahlzeit, müssen die Frauen zum Melken aufs Gut. Die Männer aber setzen sich an die Kaffeepiünche, erhitzen von all dem, was in ihrem Magen zu kochen und aus allen Poren herauszudünsten beginnt.

Der rote Jens geht an sein Lieblingsthema.

Einmal, es war im Hallinger Krug, schlug er sich mit zwei Ziegeleiarbeitern und einem Schweden.

„Da war natürlich Frauenzimmerhallo und Wind in den Segeln. Sie hielten gegen uns zusammen und drei schlimme Burschen waren es. Doch da gebe ich dem einen meinen Stiefelhaken grad in die Schnauze, daß er bei meiner Seligkeit auf der Stelle hinschlägt, und im selben Moment renne ich dem andern den Schädel in den Bauch, daß er aufsprüht wie ein Weib in Kindesnöten . . . ich kenne ja alle die empfindlichen Stellen des Körpers“, lächelt Jens. „Aber da sticht der Schwede mir ein Messer in den Nacken und das blieb sitzen, denn in all der Eile vergaß er, es wieder herauszuziehen . . . Hier könnt Ihr sehen!“

Jens beugt sich vornüber, und alle müssen hin, um die weiße Narbe in dem rotgefleckten Stiernacken in Augenschein zu nehmen.

„Da fahre ich wie der Blitz gegen sie, packe einen Stuhl, breche das eine Bein ab, und dann, kann ich Euch sagen, haben sie's gekriegt, daß sie in allen Farben schillerten, die ihr kennt, und in noch einigen dazu. Und das Blut kam auch ganz schön!“ fügt Jens hinzu, als wäre er beim Schlachten gewesen. „Aber wegen der Geschichte wurde ich notiert, habaha!“

Jens fährt sich abwechselnd durch den feuerroten Bart oder schlägt mit der sommersprossigen Hand, die zum rauhen Anfassen wie geschaffen ist, auf den Tisch. Und lächelnd schaut er sich in dem hordenden Kreise um mit seinen rotgeäderten Augen.

„Ja, Du siehst aus, als wärest Du recht stark gewesen, Jens“, sagt der alte Holt interessiert.

„Recht stark! Ja, das kann man wohl sagen!“ Jens erzählt ein anderes Erlebnis, und allemal gießt Per einen Schnaps ein.

Die Erzählung wird dadurch unterbrochen, daß ein Fremder eintritt, ein junger Bursche. Er bleibt an der Tür stehen und sagt etwas verlegen:

„Ich soll grüßen und sagen, daß morgen abend 7 Uhr Versammlung auf der Hochschule ist, wegen des neuen Reichstagsabgeordneten!“

„Wo dienst Du?“ fragt Per.

„Bei Klaus in Derum.“

„Ist das nicht der, der immer vor dem Gemeindevorstand auf dem Bauch rutscht?“ ruft der rote Jens. Der junge Mensch verschwindet hurtig und die andern lachen.

„Es ist toll, wieviel Versammlungen die Bauern in dieser Zeit abhalten“, sagt Per.

„Die Bauern sind schlummer noch, als die Gutsbesitzer.“

„So'n recht geiziger alter Bauer, ja“, fügt der alte Holt hinzu.

„Sie hätten nicht übel Lust, die Güter zu verschlucken, aber ich glaube, sie wünschen sich umsonst das Maul“, sagt Jakobus und spuckt auf die Diele.

Palles Unterlippe hängt soweit herab, daß sein Gaumen sichtbar wird und mit großer Anstrengung nur hebt er den Blick zu dem jeweilig Sprechenden. Klein-Lasse krächzt, hustet und spuckt aus seiner kranken Brust.

„Was sind das eigentlich für Leute, diese Hochschulmänner?“ fragt Per.

Jakobus wackelt selbstbewußt mit dem Kopfe, als schüttle er darinnen der Menschen Dummheit durch ein Sieb, das Spreu und Weizen scheidet, und dann sagt er: „Em, das will ich Euch sagen, Ihr Leuten, das sind die — äh — die das mit der Muttersprache aufgebracht haben!“

„Das ist Lüge!“ unterbricht ihn Jens. „Ich hab' hier lange genug gewohnt, ich weiß daher wohl . . . nein, das sind Leute, die sich absolut mit den Deutschen schlagen wollen. Sie fahren an Sommertagen in langen Reihen mit einer wehenden Fahne und singen das Lied: Ich kämpfe für mein Land, so lange ich kann, so lange sich noch findet ein Mann.“

„Ja aber . . .“

„Halt Dein Maul, Jakobus, das verstehe ich am besten. Und ihre Mädels verschafften sich, wenn sie aus der Schule raus kommen, einen Schirm und ein rotes Kleid mit blankem Gürtel, und dann rennen sie von einer Versammlung zur anderen, solange noch ein Faden davon übrig ist. So ist es!“

„Ja, aber das, was ich sage, das mit äh — mit der Muttersprache — das stimmt doch“, sagt Jakobus herausfordernd.

„Willst Du mich foppen!“ ruft Jens und wird dunkelrot. Er erhebt sich — aber scheint sich doch wieder zu bedenken: „Wenn Du nicht ein alter Mann wärst, Jakobus, dann solltest Du, hol mich der Teufel, gleich Kopf stehen!“ Seine Faust schlägt auf den Tisch, daß die Tassen tanzen.

Es wird ganz still und Jens setzt sich, wie einer, der gewohnt ist, Sieger zu bleiben. —

Als nach beendetem Melken die Frauen gegen Abend zum Kaffeetrinken kommen, singen die Männer beim Bunsch.

Per kennt so viele Lieder und trägt sie glänzend vor. Zuerst jenes Lied, das so anfängt:

„Die Mette hat mich gern,  
Sie macht mich liebestoll,  
Wenn sie nur nicht besoffen ist,  
Doch ist sie immer voll.“

Und dann:

„Wenn ich einmal der Kaiser wär,  
Ich würd' die Welt regieren;  
Kommers und Saufen sollte man  
Bis hin nach Polen spüren . . .“

Am meisten Glück macht ein Lied mit gesprochenen Versen zwischen den einzelnen Strophen:

„Ich hab' ein Weib, ich armer Kerl —  
Muß mich zufrieden geben.  
Sie gibt mir nicht einmal 'nen Schnaps,  
Wo ist das frohe Leben?“

Und komme ich dann und wann mit einem Spitz nach Haus, dann sagt Kiefe: Du bist besoffen, du Schwein! Nein, gewiß bin ich's nicht, antworte ich, nur dies geht mir immer im Kopfe herum: Sengduiljada, Sengduiljada, Sengduilja — duilja — duilja — da!“

Wenn Per solche lustigen Lieder singt, gleitet über die arbeitsarten Züge ein lustiger Schimmer gleich der Sonne, die zwischen zwei Wolken eine ärmliche Landschaft bescheint. Auch die Frauen amüsieren sich, — sie lachen und fächeln, als der rote Jens das drastische Lied von der „spröden Frau“ singt.

Inzwischen ist Palle der Kopf so schwer geworden, daß er ihn nur mit Mühe aufrecht halten kann, und seine Unterlippe hängt bis aufs Kinn herab.

Ihm gegenüber sitzt Niel; Køn mit schweren Augenlidern. „Walle!“ sagt er. Und mit schwerer fallender Zunge wiederholt er in kleinen Zwischenräumen: „Walle! — Wa — Walle!“

Der schwindstüchtige Klein-Lasse steht am Ende des Tisches neben der Tür und sieht vergnügt aus; seine Augen haben einen fast unheimlichen Glanz. Ihm gegenüber steht eine Schar

großer Jungen; sie haben sich vorsichtig hierher geschlichen, um zu hören und zu sehen. Sie reihen die Augen auf und lachen über Klein-Kasse. Er schlägt gewaltig mit den Armen um sich, haut auf den Tisch und flucht: „Hier sind R-r-öste!“ Der kleine, schwächliche Mensch wiederholt diese Worte und schlägt zu seinem und der Jungen Vergnügen mit der Hand auf den Tisch.

Wieder hört man Niels Rön sagen: „B-Balle!“ Die beiden sind also noch nicht miteinander in Verbindung getreten.

Der große Paul bringt zuweilen, wenn er betrunken ist, so eigentümliche Worte hervor, die niemand verstehen kann. „Skrusgemak!“ sagt er zu Jakobus. „Skrusgemak!“ sagt er in einem Ton, der etwas Kränkendes hat.

Jakobus hebt den Arm. „Du möchtest wohl ein paar fremde Häuste in Deinem Gesicht haben!“ droht er.

Doch der große Paul senkt seinen ausgestreckten Arm, wie man die Scheide eines Taschenmessers zusammenklappt und sagt: „Reuch gen Sünden in das heilige Land, so da heißt Dithmarschen, Du Schäfskopf!“

Und dann lachen sie alle beide.

Der rote Jens aber wirft sich auf alle, die ihm nahe kommen. Namentlich Tammes, der Vorknecht, wird mit Schimpfworten überhäuft. „Du bist ein Doppelzüngiger, ein Speichellecker! Ein Speichellecker gegenüber dem Verwalter!“ Tammes sitzt geduldig da und läßt alles über sich ergehen.

Und dann bist Du ein Pantoffelheld! Das sind Amaliens Hosen, die Du anhasst! Du bist ein Pantoffelheld, Tammes!“ (Fortf. folgt.)

## Aus dem Ende der Eiszeit.

Von W. G. Reander.

Die dem Acheul folgende Moustierperiode ist vielleicht die längste und schwierigste, aber auch wichtigste Periode für die Fortentwicklung der Menschheit gewesen. Es ist die Periode gewaltiger Erd- und Seebeben gewesen, in deren Mitte Europa unter Eis und Schnee begraben lag. Wie diese Eiszeit zu erklären ist, deren Spuren die Natur in den Erdschichten deutlich zurückgelassen hat und die genau nachgeprüft werden können an jezt noch in der Eisperiode befindlichen Ländern, wie Grönland und anderen Ländern der kalten Zonen, ist nicht leicht anzugeben. Das Land hat sich wohl im Laufe sehr langer Zeiträume an der einen Stelle allmählich stark gehoben, und an anderer Stelle ist es gesunken. Erdbeben haben hohe Gebirge emporgehoben, deren Gipfel so hoch ragten, daß ewiger Schnee und Eis sie bedeckten. Sie fanden gewaltige, kalte Wassermassen zu Tale, bis auch von den Gletschern herab Eismassen sich lösten und mit Gestein und Geröll bei immer größerem Anwachsen durch die eigene Schwere die Bergabhängen hinabglitten und das Land bedeckten oder ins Meer trieben. Auch dort brachten sie Kälte und Frost an die Küste. Das gesunkene Flachland hatte dem gierigen Meere den Zutritt geöffnet, und dieses brachte ebenfalls Frost und Eis aus den im Norden entstandenen hohen Gebirgen, so daß, wie jezt z. B. der warme Golfstrom für Europa ein mildes, gleichmäßigeres Klima schafft, damals die kalten Meeresströmungen des Nordens Europa allmählich in Jahrtausenden der Eiszeit entgegenführten, bis wieder durch das Wachsen und Heben des Landes, durch Erniedrigung der Gebirge bei Erdbeben und durch andere Naturkatastrophen der Erdrinde, nach längerem Schwanken zwischen Eisperiode und mildem Klima mit veränderlichen Jahreszeiten den Sieg davon trägt. In den menschlichen Werkzeugen ist nur ein geringer Fortschritt der Kultur in dieser langen Periode zu verzeichnen; nur die Form wird in den Steinwerkzeugen dieser Periode etwas geschickter für den Gebrauch; das Beil oder der Hammer erhält vielfach ein Loch oder eine Oese für den Schaft.

Wohl aber werden durch das durch die Kälte bedingte Herstellen von Schuttbauten und das engere Zusammenwohnen die Laute zu Sprachbezeichnungen geworden und das Zusammengehörigkeitsgefühl gewachsen sein. Wahrscheinlich fällt auch schon in das Ende dieser Periode mit dem Auftreten des Renntieres die erste Bekleidung, wenn auch primen- oder nadelartige Instrumente, die auf ein Bearbeiten von Stoffen für die Bekleidung hinweisen, erst zwei Schichten später gefunden werden.

Um unseren Berg in den Alpen sieht es unfreundlich aus. Eismassen und Schnee liegen um den Gipfel; das Kinnjal, das den Weg bis zum Fuße des Pfades nach der Höhle bildet, führt eiskaltes Wasser und Eisblöcke zu Tal und ist den größten Teil des Jahres fest zugefroren. Nur schroffe Felsen ragen empor, Gerüpp und Bäume sind verschunden. Das Meer ist noch mehr in das Land getreten und hat tiefe Buchten gebildet. Große Steppen, mit Moos bedeckt, ziehen sich vom Fuße der Gebirge bis an die Meeresküste hin, die bei Ebbe weite, kahle Ufer zeigt, da nur an wenigen Stellen die Küste felsig ist und Fjorde tief hinein in das Gebirgsland führen. Nur an geschützten Stellen in Vertiefungen des hügeligen Landes im Osten oder in geschützten Gebirgsschluchten

zeigen sich bewaldete Stellen, die aus Keinen, verkrüppelten Fichten- und Birkenarten bestehen. An solchen geschützten Stellen wächst auch eine hohe, zähe Heide, die fast die Höhe der niedrigen, vereinzelten Bäume erreicht. Scharfe Winde und Stürme brausen über das Land. Kurze Sommer wechseln mit langen, trostlosen Winterzeiten, die große Kälte bringen.

Zwei felsige Ausläufer unseres Berges umfassen ein Tal. Der Berg hat seine Gletscher nach der anderen Seite, weil sich an den senkrechten Felswänden über dem Plateau der Höhle keine Schneemassen für längere Zeit nach der Talseite festsetzen können, und die Schmelzwässer des Sommers durch das Kinnjal an der Seite des Tales abgeführt werden; hier liegt eine menschliche Ansiedlung. Sie liegt mitten in einem Heidestück, nach der offenen Seite des Tales geschützt durch niederen Buschwald. Die Niederlassung besteht aus zwei langen schmalen Höhlen, die aus Steinen mit darübergelegten Torf- und Erdschichten erbaut sind. Mit Moos und Heidekraut sind die gewölbten Dächer abgedeckt und alle Öffnungen verstopft. Zwischen den beiden langen Höhlen liegen mehrere kleinere Höhlen, ebenso erbaut wie diese. Die Querseiten sind durch Wände aus Stein, Torf und Lehm geschlossen. Der Eingang zu den Höhlen geschieht an einer Stelle der Längsseite; die Öffnung ist durch große und schwere Felle bedeckt, die von oben und außen die Öffnung schließen, und die, mit großen Steinen auf dem Dache beschwert, an dem oberen Ende festgehalten werden. Der Fußboden im Innern ist gegen den Außenboden erhöht und hart getreten. Die Enden nach jeder Seite sind mit Moos und Heidekraut als große Lager hergerichtet. Die höhlenartigen Einzelhütten sind ebenso eingerichtet.

Um diese Höhlenbauten zieht sich ein breiter und ziemlich tiefer Graben, der nach der Außenseite steil abfällt und mit Wasser gefüllt ist. Der Aushub ist nach innen geworfen, so daß sich um die Ansiedlung eine Art Erdmauer bildet. Der Zugang über den Graben und die Mauer ist nach dem Talinnern, nach dem Berge zu gelegen. Es ist ein fester Erdsieg, der von der Grabenaufenkante sehr schräg ansteigt und steil nach der Oberkante der Erdmauer führt. Hier ist eine kleine Plattform und mehrere große Steine liegen hier, so daß der Eingang, wenn diese vorgewälzt werden, gesperrt werden kann. Sie können, falls ein Feind durch den Zugang eindringen will, die schiefe Ebene herabgerollt werden, so daß der Eindringling zermalmt werden kann. Der Abgang von der Maueroberkante nach dem Innern des Platzes ist sehr steil. Er führt auf den Platz zwischen den beiden langen Höhlen und unmittelbar auf die Öffnung einer kleineren Höhle in der Mitte, hinter der noch eine Anzahl ebensolcher liegt. Auf der Plattform des Einganges neben den großen Steinen standen drei Männer. Gegen die früheren Menschen, die wir in dieser Gegend kennen gelernt haben, waren sie im Äußeren und in der Haltung wenig verschieden, nur war die Farbe der Haut viel hellfarbiger, ein röthliches Braun. Die wulstigen Lippen, die breiten offenen Rüstern, die zurückfallende niedrige Stirn, die Wulst über den tiefen Augenhöhlen, das schwere Gebiß ohne vortretendes Kinn, der sehr kurze Hals, die gebogenen Arme und Beine, die rotbraune Behaarung, die noch dichter geworden war, die starken vortretenden Muskelstränge waren geblieben. Neu war der stets aufrechte, schwere und watschelnde Gang auf platten Sohlen und die tiefen kurzen Kehllaute, die sie ausstießen. Ueber den Rücken hatte jeder ein Fell hängen, das über den Schultern hing und mit Bast um den Leib geschnürt war. In diesem Bastgürtel steckte ein Beil oder Hammer mit längerem Stiel. Das Beil oder der Hammer waren aus Feuerstein gesprengt und hatten die verschiedensten, noch plumpen Formen. Der Holzschäft war in ein Loch am distalen Ende des Feuersteinteiles eingelassen und war fest mit Bast und Tiersehnen verschnürt. An den großen Steinen lehnten kurze Spieße mit Spiken aus Feuersteinen oder scharfen Knochen, ebenfalls am eingesezten Ende mit Bast und Sehnen gebunden. Neben den großen Steinen lagen noch aufgestapelte Haufen von wurfgerechten kleineren Steinen. Der größere von den drei Männern hatte einen Fellgürtel, der von der Haut der Läufe eines Renntiers gefertigt war, denn die beiden Hüfte dienten dem Gürtel als Schluß. Die drei blickten nach dem Strande, einer tief ins Land gehenden Meeresbucht, wo der eine Schar Kinder und Frauen emsig hin und her lief und fleißig sammelte. Sie suchten Muscheln, Seetiere und Fische, die die abfließende Flut zurückließ. In den Strand, den die Flut umspülte, waren Quergräben und Teiche gegraben, um darin Seetiere nach Ablauf der Flut fangen zu können. Die Beute war sehr reich auch an Fischen. Die größeren wurden über die Schultern genommen; das kleinere Getier und die Muscheln wurden entweder sofort verzehrt oder auf Felle geworfen, die sadarlig zusammengefaltet wurden; die daran befindlichen Häute der Läufe dienten zum Schließen des Sacks. Schwerbepackt zog die Schar nach ihrem Höhlendorfe. Die drei Männer beobachteten die Gerankommenden und unterhielten sich in wenigen Lauten, die nur Vokale ohne Konsonanten hatten. Durch die Betonung schienen sie aber den Vokalen verschiedene Bedeutung zu geben.

Ein lauter, scharfer Ruf, der wie „Ni“ klang, tönte aus der Keinen, mittleren Hütte, und eine große, ältere Frau erhob sich aus dem Eingange der Höhle. Silfertig sprang der Mann mit dem Fellgürtel herab und ging zu der Frau. Auch aus der auf der linken Seite von ihr befindlichen Höhle, der Männerhöhle, kamen Männer und stellten sich um die Frau. Sie sprach einige Laute, und einige der Männer stellten niedrige Holzgerüste aus

verkrüppeltem Astwerk gesertigt auf. Sie ging dann an den Walleingang und wartete, bis die Frauen- und Kinderschar mit ihren Lasten ankam. Sie suchte die großen Fische aus, die mit Moos rund Bast und Fellstücken an den Hölzern, die die Männer aufgestellt hatten, befestigt wurden. Diese Arbeiten wurden stumm berichtet. Die Fische sollten an der Luft trocknen und als Wintervorrat dienen, wenn das Meer bis weit hinaus zugefroren war und Schneestürme und anderes Unwetter den Aufenthalt im Freien verwehrten. Auch große Fleischstücke hingen zum Trocknen an der Luft. Die Anführerin wählte dann für sich von den eingebrachten Nahrungsmitteln, die ein junges Weib in ihre Höhle schaffte, und über das übrige machten sich die anderen Bewohner des Höhlendorfes her. Ein Nest wurde für die drei Männer niedergelegt, die kurze Zeit darauf von drei anderen als Posten vor dem Tore abgelöst wurden. Die Kinder tummelten sich und spielten auf dem Plaze vor den Höhlen; die Mütter sahen den Spielen zu und hatten sich auf Felle gesetzt, indem sie mit den Rücken gegen die Höhlenmauer lehnten. Eine Unterhaltung wurde nicht geführt; nur die Kinder stießen ab und zu unartikulirte, kindliche Schreie aus. Das Leben war verhältnismäßig stumm, da der Sprachschatz äußerst gering war, und die wenigen Vokallaute nur die wichtigsten Dinge bezeichneter. Die Männer arbeiteten bedächtig und langsam an ihren Waffen; auch einige Frauen fertigten Waffstücken, die sie an die Männer abgaben. Als es dämmerte, trocknen Frauen und Kinder in die eine lange Höhle und die Mehrzahl der Männer in die andere. Einige der Männer gingen zu den Posten und verteilten sich auf die Umwallung.

In der Talmulde war weiter das Tal hinab, auch draußen auf den Weidestrecken waren zahlreiche ähnliche Ansiedelungen. In der Ansiedlung nahe am Berge waren verhältnismäßig sehr viele Frauen und Kinder und wenig Männer, doch war die Hälfte der Männer zur Jagd aus. Die andere Hälfte stellte die Wachtmannschaft; und die anderen ruhten aus und brachten ihre Waffen und Geräte in Ordnung. Die Jagdabteilung mußte oft tagelang wegbleiben, da sie weit nach Osten ziehen mußte, um Wild zu finden, weil in der Nähe der Ansiedlung die Rentiere schon seltener wurden und ein Mammut nur durch Zufall erbeutet werden konnte, da die Waffen zur Durchdringung der dicken Haut nicht genügten, auch das angegriffene Tier den Angreifer mit dem Rüssel ergriff und ihn zerquetschte. Es blieben zur Nahrung aber zahlreiche Rentiere, neben Muscheln und anderen Seetieren und großen Fischen, die die Ebbe auf den Strand warf; auch das Moos mußte im Notfalle den Magen füllen helfen. Not war nur in den langen und strengen Wintermonaten zu erwarten, wenn Schnee und Eis und Schneestürme das Vorwärtskommen in der Steppe hinderten. Für die Höhlen waren Schnee und Eis als Baumaterial willkommen, und der erste große Schneefall wurde benutzt, um auf und um die Höhlen Schneemassen zu werfen, die hermetisch die kalte Luft vom Innern abschlossen. Seitdem man gelernt hatte, Vorräte für den Winter aufzuspeichern, der früher oft aus Hunger die Hälfte des Stammes forderte, waren die größten Schrecken des Winters überwunden. Vorräte wurden aber jetzt eifrig gesammelt.

Wir entnehmen dieses Kapitel einem uns vom Verlage der Schlesischen Buchdruckerei, Breslau, (vormals Schottländer) zur Verfügung gestellten Aushängebogen des in kurzem erscheinenden Werkes: „Der Mensch und seine Entwicklung“, dargestellt in archaischen Romanen und Novellen von W. G. Anderson. Band 1: Die Steinzeit. Mit 81 Abbild. Brosch. W. 1,80, geb. 2,30.

## Zwei Frauen.

Eine Volksparlsgene von Karl Morburger.

(Schluß.)

Zwei, dreimal schon hat die Junge die Lippen geöffnet. Jetzt löst sie hervor:

„Das ist nit wahr! Immer nit!“

„Was? Waas? Es ischuld'g'n 's noch? Ah so . . . ah so . . . am End' san S' . . .“

Doch die junge Frau verteidigt nun ihre eigene Sache. Sie ist bößlich verwandelt; lebhaft, sich überstürzend, leidenschaftlich löst sie hervor:

„Na! Na! Na! 's is nit wahr, daß s' Madl schlecht san muß! Dumm is s' nur! Dumm! Hab'n S' denn a Ahnung, wie döß zugeht? Da figt ma so allein und verlass'n in d'r Welt. Mit an' Jung'n will ma nig z'tun hab'n. Döß san a nur Gallodris.<sup>12)</sup> No, und da glaubt ma halt . . . No, und da kommt aner und macht si an — ausch'an tuat er wie a ordentlich Mensch, und reden tuat er wie a Haischerl,<sup>13)</sup> und der erzähl't an', daß ihm's Leben nimmer freut, daß er's verfehlt und verpulscht hat, daß er aus'n Haus hat müß'n, weil seine Alte a Wisgurn<sup>14)</sup> und a Schlamp'n<sup>15)</sup> is, na und da tuat er an' leid, leid tuat er an', wie er so red't und dastehl! Und wenn er dann amal am Abend kommt und si hinschmeißt und sagt, daß er in's Bass'r geht, wann

ma ihn nit duldt, daß er ohne an' nit leb'n kann, wann er an'n Kopf ganz wirrwarisch<sup>16)</sup> macht, daß man gar nit mehr an sich selbst denkt und nur an ihn und an sein Elend . . . wann ma . . . ja, wann ma ihm a so gut is, wann ma a Herz hat für ihn . . . Na, was is nacha? Weiß ma, daß 'r lügt, daß 'r schwindelt? Kann ma an' Mensch'n in d' Seel' scham? Kann ma döß? Und wenn's dann schief geht, wo is d' Schleichigkeit vom Madl? hm?“

Die Junge schweigt erschöpft. Auch die Alte sinnt einige Augenblicke, dann sagt sie:

„Noja 's is schon wahr! Aber g'fehlt is halt do! Burlumms soll so was nüt!“

„Wann er aber so mit an' red't, daß ma gar nit mehr an sich selber denkt!“

„Sagen S' — san S' einig'sprung'n mit so an' Lumpenkerl?“

Die Junge schweigt, das genügt ihrer Nachbarin.

„Döß is la S'wissen nit von an' Mann,“ sagt sie. „Döß scho gar nit! I bin wenigt'ns a Frau — i kann mi d'r Welt zeig'n. Mir toum niemand was nachred'n! Mir nit! . . . Aber bei an' Madl, bei so an' Madl . . . Was is er denn eigentli?“

„Auflader in an Kohleng'schäft.“

„Was?“ ruft die Alte und springt auf. „Was? Auflader? Auflader?! Ah, da schaut's her! Jessas marand! Auflader! Und Ferd! hajt er, Ferd! Krachinger?“

Die Junge blickt erstaunt hinüber.

„Woher wissen S' denn döß?“

„Ah, döß is sehr guat! Woher is döß wahr? Woher i döß wahr? Ah, da schaut's her! Da schaut's her! Da Ferd! Da Ferd! Und Sö . . .“

Plötzlich schlägt sie einen anderen Ton an. Höhnisch ruft sie hinüber:

„Freut mi sehr, d' werte Bekanntschaft z'machen! Freut mi sehr! Also Sö san jetzt die Frau Krachinger! Na, wie geh't 'n Herrn Gemahl? Ober is er scho wieder — hui?“

„Ja, was . . .“

„Is er wieder aufi g'sprung'n? San S' scho wieder Wittfrau nach an lebend'n Mann, der aner andern g'hört?“

„Kennen S' ihn denn?“

„Dö i ihn kenn'? Döß is guat! Döß is guat! Und wie i ihn kenn'? I bin d' Frau Krachinger! D' g'jetliche Frau Krachinger! Versteh'n S'! Dö g'jetliche!“

„Sö san . . .“

„Ja, ja, döß bin i! Das hätt'n S' Jhna nit g'denkt! Seh'n S', a so geh't im Leb'n! Alles kommt auf! Aber so a Madl! Fui, schamen S' Jhna! Schamen S' Jhna! Fui! Fui! Und weg'n so aner! Na, mei Herr und Gott! Awasch'n soll't ma ' auf der Stell! Ah, da schaut's her, so a G'stell<sup>17)</sup> — so a G'stell — und weg'n so aner . . . fahr'n S' ab! Fahr'n S' ab, sag' Jhna! Sonst fah't mi da Zurn! Schau'n S', daß abfahr'n, Mistmench, ösendiges!“

Die Junge ist aufgesprungen. Um ihre Lippen zuckt es.

„Jetzt san S' aber ruhig!“ zischt sie.

„Ah, da schaut's her! Aufdrah'n<sup>18)</sup> will s' a noch! Mistmench, ösendiges — furt, sag' i, furt mit dir!“

„Just nüt!“ löst die hervor und richtet sich trotzig auf. „Hab' i g'wußt, daß er lügt? Hab' i g'wußt, daß er schwindelt? Hab' i Sö g'kannt, hab' i g'wußt, was dahintersteht? Hab' i denn döß wiss'n können? A Herz hab' i g'hab't für ihn und dauert hat er mi. Is döß schlecht? Is döß schlecht?“

„Dö döß schlecht is? Siehst ja, wie die der Herrgott straf't!“

„Hab' is aber verdient? Sag'n S' döß selbst! Sag'n S' mir! Hab' is aus Schleichigkeit g'than? Wann S' nur g'hört hätt'n, wie der red't . . .“

„— Ahja, döß weiß i — red'n kann er! Und schön tun kann er a! Schmeich'l'n kann er, daß a Freund' is.“

„No seh'n S'. Und i hab' ihm all's glaubt! Hab' i g'wußt, daß er so a . . . a so a . . .“ die Junge stockt.

„A so a Lump is! Sag'n S's nur h'aus!“

Ein Schluchzen erstickt die Worte. Ein Weinkampf schüttelt sie und sie sinkt auf die Bank nieder.

Da ist auch der Born der anderen verfloren. Verelendete fühlen gemeinsam allen Kummer. Und da beugt sie sich über die Weinende und flüstert ihr ins Ohr:

„Na, sei g'scheidt Madl! Sei g'scheidt! Was g'scheh'n is, is g'scheh'n! da kann ma nig mach'n! Döß kommt scho bur! . . . Und i hab's ja nit so g'meint . . .“

Und immer eindringlicher spricht sie der Weinenden zu, immer freundlicher, herzlicher und teilnehmender werden ihre Worte, immer echter, denn der Born der Rivalin ist verfloren. Die Rivalin ist ja jetzt eine andere, und die ist die gemeinsame Rivalin. Die Weinende zählt ja als solche gar nicht mehr mit. Die ist ja jetzt auch nur eine Verlassene.

Ganz sachte steigt noch eine andere Empfindung in der Alten auf. Eine Empfindung, deren sie sich selbst nicht bewußt ist, die aber die ganzen Jahre in ihr weiter gelebt und sich jetzt ausbreitet und sie ganz erfüllt. Die alte, nie erstorbene, nie geminderte Zuneigung zu ihrem Manne. Als dieses Empfinden in ihr stärker wird, findet sie es allmählich wie selbstverständlich, daß man ihm unterliegt, daß ihm keine widerstehen kann, seinem Wesen, seiner Gestalt.

Sie sieht ihn vor sich: die gedrungene, stämmige Gestalt, die

<sup>12)</sup> leichtsinniger Mensch; <sup>13)</sup> bedauernswertes Geschöpf; <sup>14)</sup> bißfiges, boshaftes Weib; <sup>15)</sup> nachlässig; <sup>16)</sup> verwirrt; <sup>17)</sup> Gestalt, Erscheinung; <sup>18)</sup> aufbegehren.

offenen, ehrlichen Augen, in denen es so oft aufblitzt, sie hört seine Stimme, den gutmütigen, schmeichelnden Ton. Die Erinnerung hypnotisiert sie. Ihr Verlangen, ihre Leidenschaft lebt wieder auf, aber sie ist gewandelt. Das gealterte, verwiterte Weib sehnt sich etwas von ihm zu hören, sehnt sich nach jemand, mit dem sie über ihn sprechen kann. Und dieses gewandelte, ganz körperlose Verlangen gibt ihr rührende Trostorte, und diese stillen die Tränen des Mädchens.

Dann sitzen die beiden dort und sprechen leise, ganz leise, als ob sie sich selbst es nicht eingestehen wollten, ganz leise sprechen sie von ihm.

Sie sind sich nicht mehr fremd.

Wie es halb Neun schlägt, erheben sie sich. Schweigend gehen sie dahin. Da faßt die Alte Mut und flüstert:

„Na, und wissen S' ... zu Zwei'n tragt sich's Etend leichter ... und ... und wann's Jhna paßt ... zieh'n S' zu mir ... I werd' mi' scho' umschau'n auf Sö ... haben S' wenigst'n's a Hilf', wann S' in d' Wochen kommen ... und dann ... dann ... dann arbeit'n ma halt z'amm'n ... zu Zwei't arbeit' sich's leichter ... und ma hat halt wen ... Also, wann's Jhna paßt ...“

### Kleines Feuilleton.

#### Kinder als Filmdarsteller.

Ein Filmoberregisseur hat kürzlich ausgeführt, welch ungeheurer Aufwand an Arbeit, Wagemut und Geld die Herstellung eines Sensationsfilms erfordert. Er betont, daß der Begriff Unmöglichkeit bei der Anfertigung von Sensationsfilms vollkommen ausgeschlossen wird. Alles, was auf einem solchen Film dargestellt werden soll, müsse vollkommen praktisch ausgeführt werden. „Unermüdlich, durch Wind und Wetter, geht der Filmregisseur mit seinen Darstellern tagelang seinem aufreibenden Beruf nach, immer gewärtig, daß einer der tapferen Mitarbeiter auf dem Felde seiner Tätigkeit liegen bleibt. Und so mancher fiel ihr zum Opfer.“

Für einen Film mußte eine Mühle gekauft und in die Luft gesprengt werden. Der kühne Filmdarsteller klammert sich kurz vor der Sprengung an einen der Windmühlensügel und läßt sich durch die Luft fliegen, ehe die Explosion erfolgt. Der Darsteller muß ungeheuren Mut, Entschlossenheit und Geschicklichkeit zeigen. Er muß auf einem dünnen, schwankenden Brett in schwindelnder Höhe der vierten Etage von einem Haus zum anderen balancieren. Er muß sich, von einem Lasso eingefangen, kilometerweit hinter dem rasenden Lastenautomobil her schleifen lassen. Er muß sich von seinem Wagen, der von einem daherrasenden D-Zug überfahren wird, mit einem kühnen Sprung im Moment der höchsten Gefahr auf die Lokomotive retten. Er springt von einem daherrastenden Omnibus über einen Wagen in einen zweiten Omnibus, der sich ebenfalls in voller Fahrt befindet. Er läßt sich auf einem Pferd sitzend von einem Luftballon in die Höhe heben, springt aus einem fahrenden Zug, klettert aus dem Luftschiff an einem dünnen Seil auf einen Dampfer hinab, oder springt von einer zwanzig Meter hohen Brücke mit dem Pferd ins Wasser. Man weiß ja, daß solche Leistungen sich trübselig vortäuschen lassen, und mag dem Filmregisseur kaum aufs Wort glauben, wenn er ausdrücklich betont, daß alles seien wirklich ausgeführte Leistungen eines Sensationsdarstellers. Aber er hängt die Frage an: „Und was ist sein Lohn? Wahrlich keine Goldberge, wie man im großen Publikum oft behauptet. Der Verdienst des Filmschauspielers steht in keinem Verhältnis zu den Leistungen, die tagtäglich von ihm verlangt werden.“ Selbst wenn schwindelerregende Vorgänge in Wirklichkeit sich weniger gefährlich abgepielt haben, so bleibt sicher genug übrig, was diese Feststellung rechtfertigt.

Nun ist es ja gewiß schrecklich, daß Menschen ihr Leben in so waghalsiger Weise aufs Spiel setzen, nur um den Beifall des sensationslüsternen Publikums zu gewinnen. Wir sehen ähnliches im Zirkus und Varieté und sind schon so abgestumpft, daß wir bei dem Todesprung oder bei einer Dressur wilder Tiere kaum noch daran denken, welchen Gefahren der Darsteller ausgesetzt ist. Von Zeit zu Zeit liest man, wie einer dabei verunglückt, wie auch Filmdarsteller ihr Leben verlieren. Aber die Sensationslust ist so groß, als daß ernstlich gegen solchen Unfug Front gemacht würde. Es handelt sich da ja auch um erwachsene Menschen, die freiwillig einen so schweren Beruf auf sich nehmen. Die Not muß freilich groß sein bei ihnen, wenn der Verdienst nicht einmal im Verhältnis steht zu ihren Leistungen. Es sind vielfach Gemannner, Familienväter, die suchen, für ihre Angehörigen auf solche Weise Brot zu schaffen. Wie steht es aber, wenn kleine Kinder ebenfalls zu solchen Darstellungen herangezogen werden? Sollten da nicht Eltern oder Vormünder verantwortlich gemacht werden dafür, daß sie ihre Kinder ständiger Lebensgefahr aussetzen, abgesehen von der schweren Schädigung, die die Gesundheit, die die Nerven der Kinder erleiden, die als Filmdarsteller verwendet werden.

Ich sah dieser Tage einen Film „Unter der Glutsonne Indiens“. Als besondere Empfehlung war angezeigt, daß dieser Film dem Deutschen Kaiser vorgeführt worden war, und daß er

seinen besonderen Beifall fand. Es handelt sich um einen englischen Offizier, der in Indien verschwindet. Seine Frau und sein etwa fünfjähriges Kind schiffen sich in England ein, um ihn zu suchen. Das Schiff, auf dem sie die Fahrt unternehmen, gerät in Flammen. Die Mutter mit dem Kind auf dem Arm will sich aus der Kajüte flüchten, aber die Flammen dringen hinein und drohen, sie zu erfassen. Im letzten Augenblick kommt ein Matrose, trägt das Kind durch die Flammen und er wie die Mutter springen in das Meer, in dem Ertrinkende verzweifelt mit den Wellen kämpfen. Sie scheinen dem gleichen Schicksal verfallen, da erreichen sie einen leeren Nachen und kommen an das Land. Sie reiten nun in das Innere Indiens und werden unterwegs von einer Horde Eingeborener überfallen. Schüsse knallen. Schließlich werden Mutter und Kind an Pferde gebunden und von den galoppierenden Tieren fortgerissen. Im Lager der Eingeborenen kommt das Kind in eine Bretterhütte. Plötzlich öffnet sich die Tür und herein tritt ein ungeheurer Tiger. Der Ausdruck des Entsetzens an dem armen Kinde war unbeschreiblich. Der Tiger wird natürlich im letzten Augenblick getötet. Die Eltern fliehen mit dem Kinde. Als es einen Augenblick unbewacht auf einer Wiese sitzt, wird es von einem Eingeborenen geraubt. Als er verfolgt wird, will er das Kind in einen Abgrund schleudern. Gerade als er es hoch in der Luft wirbelt, trifft ihn eine Kugel und das Kind stürzt nur ein Stück den Berg hinunter und bleibt unversehrt. Zuletzt kommt noch eine Schlacht mit den Eingeborenen, wobei englische Truppen zu Hilfe eilen, und man atmet erleichtert auf, daß alles glücklich ausging. Ich habe die Vorgänge absichtlich genau geschildert, um zu zeigen, daß das Kind mindestens sechsmal in eine Situation, die ihm das Gefühl der Lebensgefahr geben muß, gebracht wurde, nur damit dieser Sensationsfilm zustande kam.

Wir bekommen immer mehr Gesetze, die sich gegen den Unfug der nervenaufpeitschenden Filmdarstellungen richten. Man beginnt, den Besuch der Kinematographen streng zu kontrollieren. Man beobachtet, wie die Nerven der Kinder darunter leiden. Man bemerkt, welch schlechten moralischen Einfluß der Anblick dieser Sensationsdramen auf die Jugend hat. Er geht sicherlich weit hinaus über das Leiden der Schundromane, deren Verbreitung ja auch energisch bekämpft wird.

Wir haben auch eine Reihe von Kinderschutzgesetzen, die sich gegen Ausnützung der Kinder bei Darstellungen aller Art richten. Sollten sich aber nicht auch alle Eltern, Lehrer, alle Kinderfreunde zusammen tun und protestieren gegen die Art und Weise, wie Kinder als Filmdarsteller mißbraucht werden? Man stelle sich nur einmal vor, daß man selbst ein Kind, das man lieb hat, zu solchen schreckhaften Experimenten hergeben sollte. Es wird zweifellos viel grauenhaft Wirkendes mit harmlosen Tricks hergerichtet, aber der vorhin zitierte Filmregisseur betont ausdrücklich, die Zeiten seien vorbei, wo man die gefährlichen Situationen mit einem Trick aufnehmen konnte, und auch das wird zutreffen. „Die Sensationslüsternheit und die Urteilsfähigkeit des Publikums haben so riesige Fortschritte gemacht, daß man nur noch mit Darstellungen nach der Natur arbeiten kann.“ Ob man dahin kommen wird, das Publikum zu einem besseren Geschmack zu erziehen, weiß ich nicht. Vorläufig suchen die Sensationsdarsteller einander zu überbieten im Darstellen graufiger Situationen. Dahin aber sollte man doch kommen, daß man die Mitwirkung von kleinen, willenlosen Kindern in den lebensgefährlichen oder doch auf das Kind als lebensgefährlich wirkenden Vorführungen verbietet. Eltern, die ihre Kinder mißhandeln oder ausbeuten, kann das Erziehungsgesetz genommen werden. Eltern oder Vormünder, die ein Geldgeschäft damit machen, daß sie das Leben der ihnen anvertrauten Kinder in so frivoler Weise aufs Spiel setzen, sollten unter das gleiche Gesetz gestellt werden. Aber bis es soweit kommt, wird wohl noch manches arme Kind der Sensationsarbeit zum Opfer fallen! Anna Bloß.

#### Haushirtschaft.

Warum salzen wir die Kartoffel? Es gibt viele Dinge im täglichen Leben, die wir rein gewohnheitsmäßig tun, ohne über den Grund dazu eine klare Vorstellung zu haben. So z. B. wird jeder ein Gericht Kartoffeln salzen, ehe er dasselbe auf das Feuer bringt. Warum aber salzt man die Kartoffeln? Weil sie dann besser bekömmlich sind, lautet die Antwort. Wie kommt das aber?

Leitungswasser kocht bei einer Erhitzung von 100 Grad, Salzwasser erst bei 104 Grad. In der Kartoffel ist ein Stärkemehl enthalten, das sich bei einer Temperatur von 103 Grad löst. Für die Gesundheit des Menschen ist es aber durchaus erforderlich, daß das Stärkemehl gelöst wird, da die Kartoffel so bedeutend leichter bekömmlich ist, als die im Leitungswasser gekochte, die stets glasig bleibt und dadurch dem Verdauungsapparat unnötige Schwierigkeiten bereitet. Die mehligte Kartoffel hingegen spart dem Körper einen Teil seiner Arbeit. Auch ist aus ihr schon zum großen Teil der Alkohol entwichen und auch das hilft den Körper vor Schädigungen schützen.

Die Vorteile der im Salzwasser gekochten Kartoffel sind daher ganz bedeutende: sie wird bekömmlicher und als Nahrungsmittel hochwertiger, da ihr die schädigenden Stoffe schon zum Teil entzogen werden; als Genußmittel ist sie ebenfalls vorzuziehen, da ihr Geschmack sehr viel angenehmer ist.